

ANA ZIRNER

RIVERTIME

MALIK

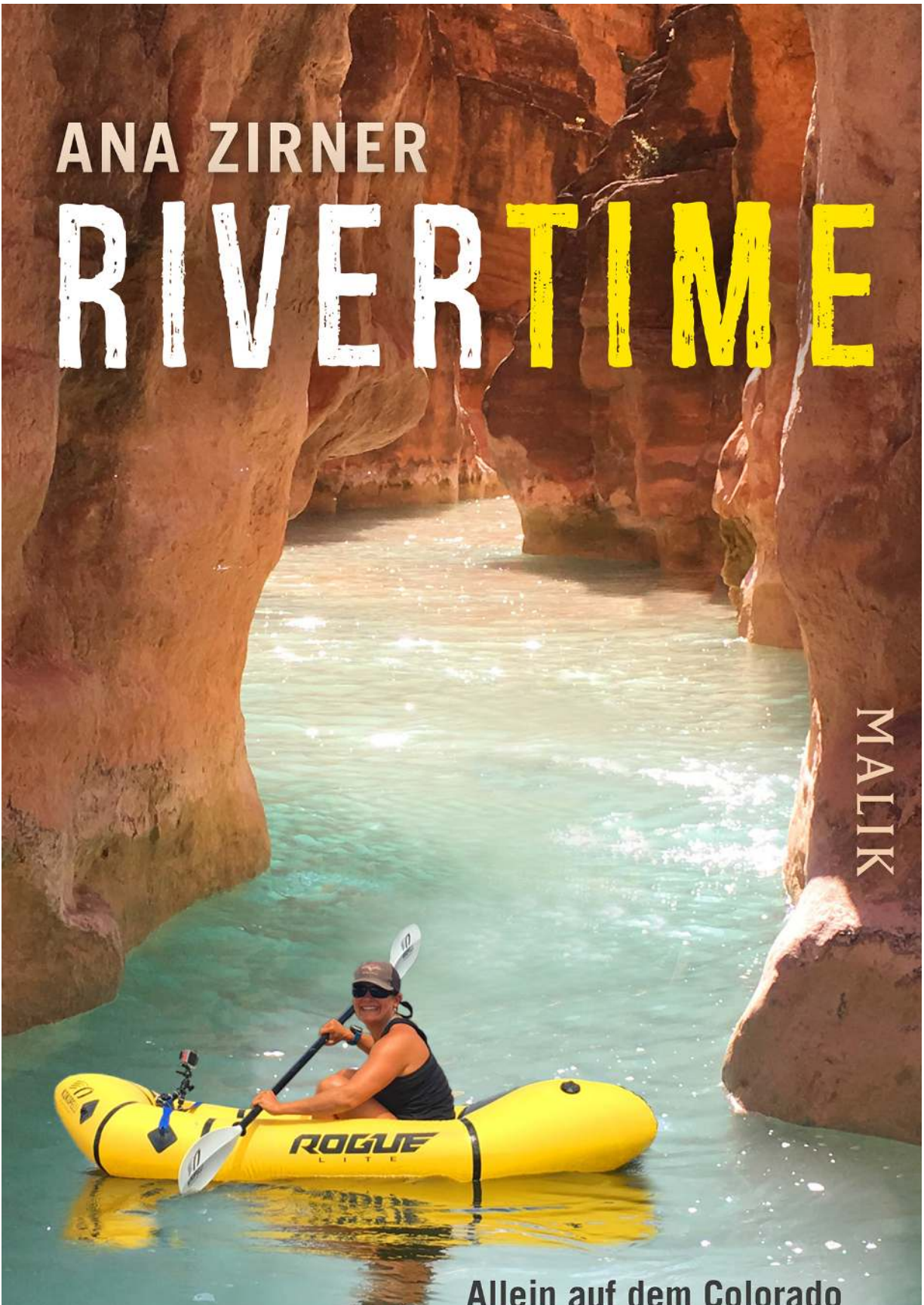


**Allein auf dem Colorado
von den Rocky Mountains
bis nach Mexiko**

ANA ZIRNER

RIVERTIME

MALIK



Allein auf dem Colorado



**von den Rocky Mountains
bis nach Mexiko**

Mehr über unsere Autoren und Bücher:

www.malik.de

Mit 51 farbigen Abbildungen und sechs Karten

Zitat auf S. 5 aus: Edward Abbey. *Die Einsamkeit der Wüste*.

Aus dem Englischen von Dirk Höfer

veröffentlicht in der Reihe Naturkunden

herausgegeben von Judith Schalansky.

© 2016 MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

© Piper Verlag GmbH, München 2020

Redaktion: Fabian Bergmann

Bildteilmfotos: Ana Zirner

Karten: Marlise Kunkel, München

Wellenillustration: Designed by Freepik

Litho: Lorenz & Zeller, Inning am Ammersee

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten.

Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder

öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Wir weisen darauf hin, dass sich der Piper Verlag nicht die Inhalte Dritter zu eigen macht.

Inhalt

Cover & Impressum

Karte

Zitat

Prolog

Geburt

Kindheit

Jugend

Erwachsen

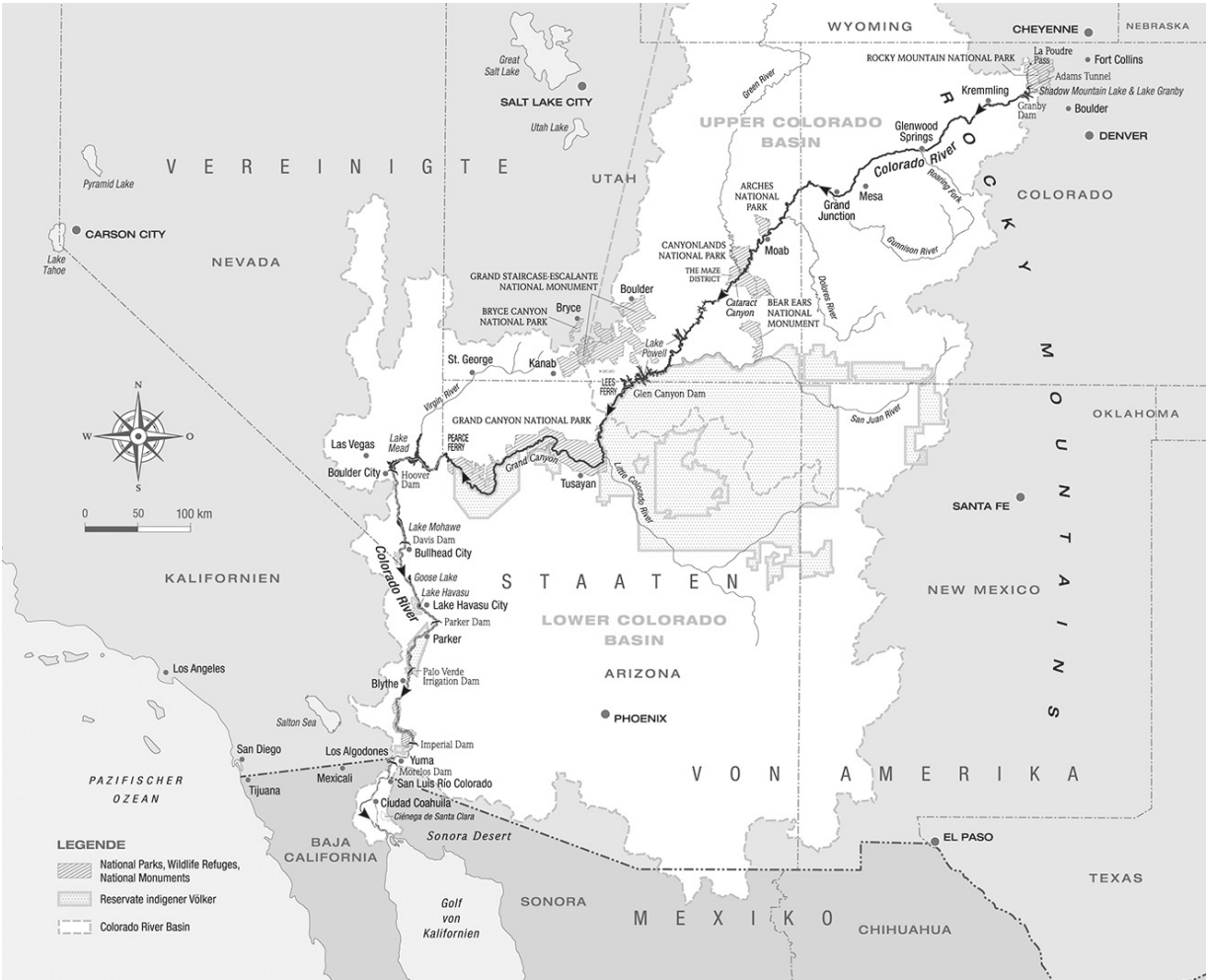
Alter

Epilog

Danksagung

Literaturverzeichnis und Quellen

Bildteil



LEGENDE

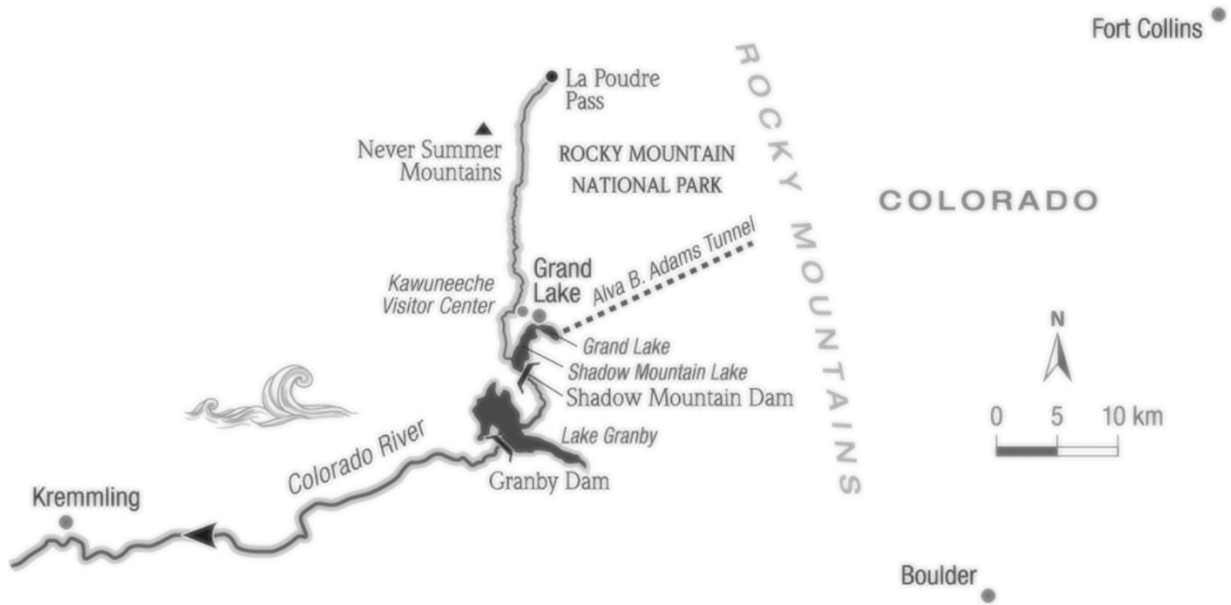
-  National Parks, Wildlife Refuges, National Monuments
-  Reservate indigener Völker
-  Colorado River Basin

Wildnis. Schon das Wort klingt wie Musik.

Wildnis, Wildnis ... Wir wissen gar nicht genau, was der Ausdruck bedeutet, wenngleich sein Klang all jene lockt, deren Nerven und Emotionen noch nicht vom Kommerz und seinem Getöse, (...) irreparabel betäubt, abgestumpft oder abgetötet sind. (...) Die Vergangenheit und das Unbekannte klingen in dem Wort an, der Schoß der Erde, aus dem wir alle kommen.

Es bedeutet etwas Verlorenes und etwas Vorhandenes, etwas Fernes und zugleich Intimes, etwas, das uns in den Adern und im Blut liegt, das über uns hinausgeht und grenzenlos ist.

EDWARD ABBEY IN: Die Einsamkeit der Wüste



PROLOG

Rivertime

Unterwegs im Fluss habe ich die Zeit verloren. Zumindest jene, die mit Zeigern und Zahlen messbar ist. Sie ist aus meinen Tagen ebenso verschwunden wie aus meinen Nächten, aus meinem Kopf und Herzen, ebenso wie von meinem Handgelenk.

An ihrer Stelle ist ein flüssiges Maß entstanden, in dem die Morgensonne in die Mittagshitze strömt, das Abendlicht in den Mondschein plätschert und das Sternenfunkeln in die ersten Strahlen perlt.

Panta rhei, alles fließt.

Im ständigen Wandel vereint sich das Sein. Es spiegeln sich vorbeiziehende Landschaften in zwischenmenschlichen Empfindungen, natürliche Wetterphänomene in emotionalen Geisteszuständen.

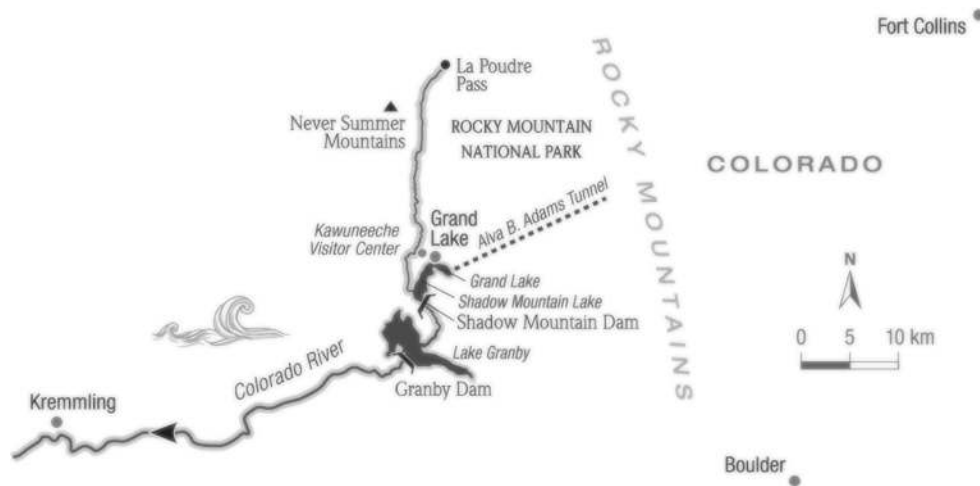
Man steigt niemals in den gleichen Fluss.

Aber es kann auch zu einer Überschwemmung kommen.

Wo ist der feste Boden, wenn alles ständig fließt? Steht der Fels in der Brandung in meinem Inneren?

Zwischen feinen Linien und großen Bögen lebt es sich voller.
Im Rauschen und Rufen schlägt das Herz schneller. In der Tiefe
trifft sich die Ruhe am Grund und legt sich über uralte Steine.
Wenn es eine Materie gibt, in der Magie lebendig wird, dann im
Wasser.

Ich weiß nicht genau, was passiert oder wohin die Zeit
verschwindet, wenn man sich lange in oder an fließendem
Gewässer bewegt. Aber in der Gemeinschaft der Riverguides,
der Ruderer und Paddler, der Kanuten, Kajaker, Rafter und
Doryfahrer, da gibt es für dieses Maß einen einfachen Namen:
RIVERTIME.



GEBURT

Wo alles beginnt: An der Quelle des Colorado River hoch oben in den Rocky Mountains

Erste Schritte

Es ist still. Mein linker Fuß steht im Schnee, der rechte hängt noch in der Luft. Ich verharre mitten im Schritt, dehne den Moment und lausche. Ich atme ein, meine Lungen füllen sich mit der kalten Luft, und ich schaue nach oben. Auf den Wipfeln

der hohen Tannen lagert eine dicke Schicht Schnee, die die eleganten Bäume träge wirken lässt. Kein Wind, kein Rascheln, kein Plätschern. Es ist still.

Langsam setze ich meinen Fuß in das Weiß vor mir und verursache damit wieder das leise Knirschen, das seit einigen Stunden den Takt in meinem Bewegungsrhythmus bildet. Die Steigung ist sanft und stetig, und in dem lichten Wald komme ich gut voran. Vor etwa einer Stunde endete die Spur, die Schneeschuhgeher vor mir hinterlassen hatten. Sie waren an einer Lichtung umgekehrt. Seitdem setze ich selbst die ersten Abdrücke in den Schnee und empfinde bei jedem Schritt einerseits einen kleinen Stich, weil ich die Jungfräulichkeit der Schneedecke durchbreche, aber andererseits auch diese erfüllende Kraft der Tat, die das Beschreiten neuer Wege mit sich bringt.

Ich bin in den US-amerikanischen Rocky Mountains im nördlichen Colorado, genauer gesagt auf der Westseite der Front Range, etwa vier Autostunden von Denver entfernt. Westlich von hier liegen die Never Summer Mountains, deren Name an noch kältere Zeiten erinnert. An diesem Ort, der nordamerikanischen kontinentalen Wasserscheide, knapp unterhalb des La Poudre Pass auf etwa 3000 Metern, entsteht der Colorado River. Er wird aus unzähligen kleinen Bächen geboren und beginnt seine 2330 Kilometer lange Reise zum Meer, auf der ich ihn in den nächsten Monaten bis zu seinem Ziel in Mexiko, dem Golf von Kalifornien, begleiten will.

Der Schnee ist jetzt, Ende Februar, mehr als hüfhtief, und ohne Schneeschuhe wäre kein Vorankommen. Der Winter entspricht dieses Jahr endlich einmal wieder seiner Natur – wegen der Stürme in den letzten Tagen habe ich meinen Aufbruch immer wieder verschieben müssen. Die Straßen waren gesperrt, und es hat unaufhörlich geschneit. Gestern wurde dann endlich gutes Wetter vorhergesagt, und ich nutze das Wetterfenster, auch wenn die Temperaturen weiterhin unter null bleiben und es damit ein paar Grad kälter ist, als ich erwartet hatte. Ich lasse es einfach langsam angehen und passe mich der Ruhe des Schnees an.

Ich habe für drei Tage Essen dabei, meine Ausrüstung habe ich vorerst auf ein Minimum reduziert, was bei diesen Temperaturen dennoch alles andere als wenig ist. An Paddeln ist hier noch nicht zu denken, und so liegen mein Packkraft – ein leichtes, aber stabiles, aufblasbares Boot – und einige andere Sachen unten im Kawuneeche Visitor Center. Von dort aus werde ich entlang des noch gefrorenen Flusses weiter talabwärts gehen.

Die Rangerin im Nationalparkhaus war ziemlich überrascht, als ich mit meinem großen Rucksack hereinkam und erklärte, dass ich zu den Quellwassern des Colorado unterwegs sei. Als ich meinen Namen und das Datum meiner geplanten Rückkehr in das Besucherbuch eingetragen habe, verstand ich, warum. Die letzten Leute vor mir hatten sich vor zwei Wochen, und nur für eine Tagestour, registriert.

Als sich der Wald lichtet, gelange ich auf eine weite Hochebene. Ich mache ein paar Schritte in die große weiße Fläche vor mir hinein, dann bleibe ich stehen. Wie eine Flutwelle durchströmt mich ein überwältigendes Glücksgefühl. Ich bin hier oben gerade weit und breit der einzige Mensch. Um mich herum sind nur Natur, Mystik und diese tiefe winterliche Stille. Die Monate, die vor mir liegen, sind noch so unberührt wie der Schnee. Seine ebenmäßige Oberfläche ist gleichsam ein Spiegel des großen Vertrauens, das ich empfinde. Bei aller Aufregung, aller Spannung und auch Ungewissheit fühle ich mich dieser Welt verbunden. Und das Bewusstsein, dass es Dinge gibt, die außerhalb meiner Kontrolle liegen, verängstigt mich nicht – es gehört dazu. Ich weiß, egal, wie gut ich vorbereitet bin, es wird das Unplanbare, das Unerwartete, das Überraschende immer geben. Mir stehen alle meine Sinne zur Verfügung, genauso wie ein gesunder Körper und ein Kopf, der fähig ist, uneingeschränkt aufmerksam zu sein und entsprechend Entscheidungen zu treffen.

Ein leichter Windhauch weckt mich aus meinen Gedanken und bringt mich zurück auf die Hochebene. Er bewegt weit oben die Wipfel der einzelnen Bäume, die am Rand der Lichtung zu schlafen scheinen. Der fluffige Schnee darauf wird aufgewirbelt und tanzt glitzernd durch das Licht.

Es ist kalt, aber auf diese klare und trockene Art, die ich so gerne habe. Ich überquere die Ebene und gehe wieder in den

Wald hinein, der sich nun steiler am Hang hinaufzieht. Plötzlich höre ich ein leises Geräusch. Ich gehe ihm nach, und bald wird deutlich, dass es ein Plätschern ist. Als ich nach einer Weile noch immer kein Wasser sehe, wird mir klar, dass es unter der festen Kristaldecke gluckert, auf der ich gehe. Auf einer kleinen Lichtung entdecke ich schließlich ein Loch im Schnee, das von einer elegant geschwungenen Linie aus Eis eingefasst ist. Darin sehe ich es glitzernd fließen. Ich gehe ganz vorsichtig, um nicht einzubrechen, nah an das Loch heran und knie mich in den Schnee. Mit einer Hand erreiche ich das eiskalte Wasser und lasse es zwischen meinen Fingern hindurchströmen. Das ist er also, der neu geborene Colorado River. Mir fällt auf, dass mein Kniefall fast zeremoniell wirkt, aber das passt, denn für mich ist es ein großer Moment. »Hallo, Colorado«, sage ich leise und etwas unbeholfen und zerstöre damit, was ebenso passend ist, die Feierlichkeit. Natürlich bekomme ich keine Antwort, schließlich ist das ein Fluss. Und außerdem kennen wir uns ja noch gar nicht.

Ab jetzt begleitet mich das Plätschern. Der Fluss ist überall, um mich herum und unter mir. Mir gefällt diese Art von Lebensbeginn, die so weitflächig ist, so fein verzweigt wie eine riesige Wurzel, so sensibel und doch so zielstrebig. Immer wenn ich jetzt irgendwo ins Wasser schauen kann, denke ich: Mann, wenn du wüsstest, was noch vor dir liegt!

Essen, Schlafen, Spuren folgen

Als ich kurz vor Sonnenuntergang den Sattel des Passes erreiche, ist es bitterkalt. Mein GPS-Gerät zeigt minus fünfzehn Grad an, ich nehme aber an, dass es weitaus kälter ist, denn es bläst nun stetig ein eisiger Wind. Auf der ihm abgewandten Seite einer kleinen verschlossenen Holzhütte, die ich in der Planung schon im Satellitenbild gesehen hatte, baue ich schnell mein Zelt auf, blase die warme Matte auf und krieche in meine Schlafsäcke.

Ich werde auf dieser Tour ein Temperaturspektrum von etwa sechzig Grad durchreisen, da schienen mir zwei unterschiedlich dicke Schlafsäcke am praktischsten. So kann ich sie jetzt übereinanderziehen, später im wärmeren schlafen, und zuletzt, wenn ich weit im Süden und damit in der Hitze ankomme, wird mir der leichte aus Kunstfaser sicher reichen. Die Vorstellung, dass es mir irgendwann auf dieser Reise heiß sein könnte, ist gerade völlig abwegig, und ich grinse. Was wohl bis dahin alles passieren wird? Wird mich der Fluss als Begleiterin annehmen? Und wie wird es mir mit ihm und der für mich völlig neuen Fortbewegungsart in einem Boot auf dem Wasser gehen?

Darüber denke ich nach, während ich in den Schlafsäcken hockend mein Abendessen zubereite. Im Kocher erhitze ich Wasser, gieße es in mein verschließbares Thermogefäß auf das

gefriergetrocknete indische Dal, das ich für heute gewählt habe, und schließe den Deckel, um es garen zu lassen.

Ich denke an die gemütlichen und lustigen Tage in meinem Elternhaus zurück, als ich mit Kieran Creevy, einem irischen Expeditionskoch, meine Menüs für diese Reise entworfen habe. Wir hatten uns auf einer Messe kennengelernt, wo Kieran mit einfachsten Mitteln köstliche Gerichte zauberte. Ich erzählte ihm ein bisschen von meinen mehrmonatigen Unternehmungen unter freiem Himmel und davon, wie wichtig mir leckeres und gesundes Essen ist. Weil wir uns auf Anhieb so gut verstanden, entschieden wir zusammenzuarbeiten. Mithilfe einer Ernährungswissenschaftlerin fand ich heraus, welche Nährstoffe mein Körper für dieses Abenteuer braucht, und mit Kieran redete ich darüber, was mir schmeckt. Er suchte passende Zutaten aus, und schließlich kochten und aßen wir mehrere Tage lang zusammen. Für die fertig gekochten Gerichte fanden wir zu hundert Prozent kompostierbare und versiegelbare Beutel. Mir war das besonders wichtig, weil ich mich um ein Leben ohne Müll bemühe.

Als ich nach ein paar Minuten den Deckel öffne, duftet es köstlich, und kurz darauf wärmt mich die Mahlzeit wohltuend von innen. Ich kuschle mich tief in meine Schlafsäcke und schlummere bald so tief wie die Schwarzbären, die das glücklicherweise noch den ganzen Winter tun werden.

Kyle, die ebenso lebenslustige wie pragmatische Managerin des Nationalparks, hatte mich vor meinem Aufbruch beruhigt:

Grizzlys gibt es im Rocky Mountain National Park schon lange nicht mehr, und eine Begegnung mit Schwarzbären ist sehr unwahrscheinlich. Nicht nur, weil sie derzeit selig schlafen, sondern auch, weil sie grundsätzlich versuchen, Begegnungen mit Menschen zu vermeiden. Dafür warnte Kyle mich vor Elchen, den mit bis zu zwei Metern Körperhöhe größten Wildtieren hier draußen. Sie halten sich im Winter gern in höheren Lagen auf, und man hört sie trotz ihrer 600 Kilo kaum, da sie sich sehr leise bewegen können. Sollte ich auf frische Elchspuren treffen, wäre es besser umzudrehen, denn die Elchkühe hätten zu dieser Zeit Junge und seien deshalb oft aggressiv, so Kyle.

Bleiben noch die Pumas. Sie greifen Menschen zwar selten an, weil sie hier draußen eigentlich genug Beute finden, doch Kyle hatte trotzdem einen Ratschlag für mich: Ich solle mich möglichst groß machen und langsam das Feld räumen. Dann schob sie hinterher: »Und wenn er dich anfällt, dann musst du kämpfen.«

Als ich mit dem ersten Tageslicht aufwache, ist es noch kälter geworden, und ich brauche eine Weile, um mich aus den Schlafsäcken zu schälen. Ich verzichte auf ein Frühstück, mir ist einfach zu kalt. Stattdessen trinke ich nur ein paar Schlucke warmes Wasser und mache mich auf den Rückweg. Ich bewege mich schnell, und bald wird mir wieder warm. Ich halte weiter Ausschau nach Elchen, sehe jedoch keine, geschweige denn

Pumas. Doch kurz bevor ich den Beginn des Nationalpark-Trail erreiche, treffe ich auf ein paar riesige Abdrücke im Schnee, die der Beschreibung von Elchspuren entsprechen. Mein Herz schlägt schneller, ich schaue mich aufmerksam um und hoffe insgeheim, dass ich einen dieser Riesen zu Gesicht bekomme. Gleichzeitig halte ich mich an Kyles Rat und gehe weiter in Richtung Straße, die ich – leider ohne Elchsichtung – bald erreiche. Dort angekommen, wird mir klar, dass ich soeben meine erste Etappe abgeschlossen habe. Sie war zwar sehr kurz, aber nicht minder wichtig. Schließlich habe ich der Geburt des Colorado River beigewohnt. Der Moment, in dem mir das Wasser durch meine Finger floss, hat sich mir tief eingebrannt und eine Verbindung geschaffen. Als wäre auch in mir jetzt eine Quelle entsprungen, ein Beginn, von dem aus es nun immer weiter flussabwärts geht.



HINTERGRUND: Der Colorado River

Wenn man fern dieses Flusses lebt, ist es schwer, sich vorzustellen, welchen Einfluss der Colorado River hat: Er ist die überlebenswichtige Ader des amerikanischen Westens. Er fließt durch mehr als ein Drittel des großen Kontinents, durch sieben US- und zwei mexikanische Bundesstaaten. Sein Einzugsbereich ist in etwa so groß wie Frankreich. Zudem ist er einer der am meisten genutzten Flüsse der Welt, weshalb er auch der »amerikanische Nil« genannt wird.

Der Colorado River verbindet alte Kulturen mit moderner Technologie und überquert eine internationale Grenze. Er durchfließt verschiedenste Klimazonen und Landschaftsformen, was für mich bedeutet, dass ich auf meiner Reise ein Temperaturspektrum von minus 20 bis plus 42 Grad Celsius durchmesse.

Er treibt nicht nur zwei der größten Wasserkraftwerke der USA sowie zahlreiche weitere Elektrizitätswerke an, er durchfließt auch fünfzehn Dämme und füllt auf seinem Weg zwei riesige Wasserspeicher. Er versorgt 2,4 Millionen Hektar Agrarfläche für Landwirtschaft und Viehzucht mit Wasser und hat damit insbesondere im Winter einen maßgeblichen Anteil an der nationalen Versorgung mit frischen Lebensmitteln. Als beliebtes Freizeitziel sorgt er

für um die 26 Millionen US-Dollar Umsatz im Jahr, aber vor allem versorgt er rund vierzig Millionen Menschen in Städten wie Boulder, Denver, Salt Lake City, Las Vegas, San Diego und Los Angeles mit Trinkwasser.

Sein 2330 Kilometer langer Lauf entspringt in den Rocky Mountains im Bundesstaat Colorado, wo er bis 1921 noch Grand River hieß. Er fließt in südwestlicher Richtung und überquert bei dem Städtchen Moab die Grenze nach Utah. Das Klima ändert sich ab hier deutlich, die Landschaft wird trockener und ist weniger dicht besiedelt. Im Canyonlands National Park wird er durch seinen größten Nebenfluss, den Green River, gestärkt.

An der Grenze zwischen Utah und Arizona wird der Colorado vom Glen Canyon Dam gefesselt, der ihn zu dem über 200 Kilometer langen Lake Powell staut. Unterhalb des Damms folgt der legendäre Grand Canyon, hier tobt der Colorado zwischen kilometerhohen Wänden durch eine etwa 450 Kilometer lange Schlucht.

Im Lake Mead, dem größten Stausee der Vereinigten Staaten, wird er wieder zum Stillstand gebracht.

Verantwortlich dafür ist der Hoover Dam, der am westlichen Ende des künstlichen Megatanks thront. In unmittelbarer Nähe zu Las Vegas knickt der Flusslauf hier nach Süden ab und bildet im weiteren Verlauf zunächst die Grenze zwischen Arizona und Nevada und dann zwischen Arizona und Kalifornien. Der Colorado fließt nun

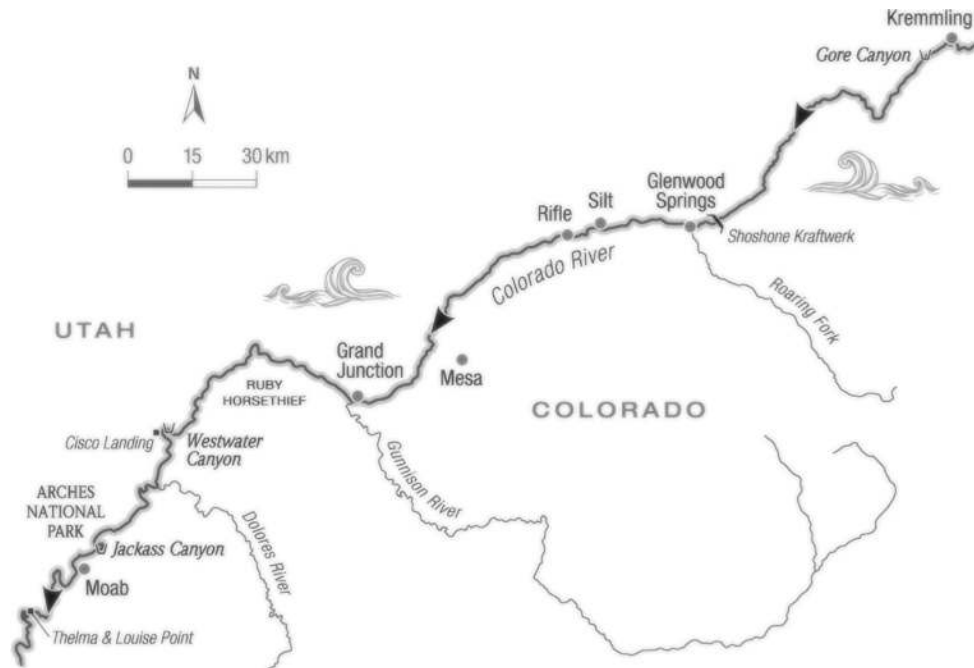
ausschließlich durch Wüste, und die massive Landwirtschaft entzieht ihm sukzessive sein Wasser, während er sich der Grenze zu Mexiko nähert. Als versiegender Bach verläuft er über eine Strecke von etwa vierzig Kilometern unmittelbar auf der Landesgrenze und verlässt die USA am Morelos Dam schließlich ins südliche Nachbarland.

In Mexiko erinnert nichts mehr an den einstmals reißenden Fluss, der seit den frühen 1960er-Jahren kaum mehr das Meer erreicht hat. Das staubige Flussbett kriecht durch eine Salzwüste, deren rissiger Boden von ätzend leuchtenden Tümpeln durchsetzt ist. Doch langsam breitet sich in dem Delta, in dem einst Jaguare durch einen üppigen, fruchtbaren Urwald streiften und die Menschen vom Fischfang lebten, wieder Hoffnung aus: Dank der unermüdlichen Arbeit von Anwohnern und Umweltschutzorganisationen entfalten sich neue Oasen, die in eine hoffentlich grünere Zukunft weiterwachsen. Nicht nur in Mexiko, sondern entlang des gesamten Laufs des Colorado River ist die seit vielen Jahren anhaltende Dürre deutlich zu spüren. Insbesondere der Klimawandel führt zu einem stetig sinkenden Wasserspiegel, der allen Nutzern große Sorgen bereitet. Aber in den letzten Jahren ist am Colorado ein spannendes soziales Phänomen zu beobachten, das sich möglicherweise in Zukunft auch andernorts zeigen wird: Die Wasserknappheit zwingt die

Gesellschaft dazu, gemeinsam Lösungen zu suchen. Es finden runde Tische statt, bei denen alle Interessengruppen und Bundesstaaten vertreten sind, die vormals kaum miteinander geredet haben. Diese Initiativen tragen erste Früchte. So gibt es seit 2019 endlich einen für die gesamte Region des Colorado gültigen »Notfallplan bei Dürre«, in dem festgehalten ist, wie das Wasser verteilt wird, wenn der Pegel weiter sinkt.

Der Colorado River ist mehr als ein Fluss, und er hat viele Gesichter. Er ist ein Abbild der sozialen Strukturen, denen er ausgeliefert ist. Er wird gleichermaßen respektiert und ausgebeutet, er wird leidenschaftlich geliebt, pragmatisch genutzt und rücksichtslos missbraucht. Für eine indigene Schamanin ist er ein heiliger Ort, für einen Cowboy ein lebenswichtiger Quell, für zahlreiche Tier- und Pflanzenarten die Lebensgrundlage, für einen Staudambauer der Beweis des menschlichen Triumphs über die Natur, für die Landwirtschaftsindustrie ein Rohstofflieferant und für die modernen Städter ein wertvoller Erholungsort.

In dieser Vielseitigkeit wirkt der Fluss wie ein Mikrokosmos der heutigen Gesellschaft. Sich auf ihn einzulassen kann zu einer Auseinandersetzung mit vergangenen, heutigen und zukünftigen Herausforderungen führen, die weit über das Gebiet seines Flusslaufs hinausgehen.



KINDHEIT

Mit Menschen: Im Bundesstaat Colorado nach Westen bis zur Grenze von Utah

Männerklischees

MeinGPS-Gerät sagt für heute *thunder snow* voraus, ein Wetterphänomen, von dem ich noch nie zuvor gehört habe, aber ich kann mir gut vorstellen, was es ist. Meine Lust, mich darin aufzuhalten, hält sich in Grenzen, und ich bin froh, dass ich insgesamt schneller unterwegs bin als erwartet. Kurzerhand entschieße ich mich, den nächsten kleinen Ort auf meiner Route, das etwa zwanzig Kilometer entfernte Grand Lake, anzusteuern.

Im Kawuneeche Visitor Center hole ich unterwegs meine Sachen ab und komme dabei mit den Parkrangerinnen Maci und Christy ins Gespräch. Beide sind Frauen, die gern anpacken, und bald merke ich, dass sie wesentlich weniger streng sind, als es ihre eckigen Uniformen verheißen. Mir fällt auf, dass ich bis jetzt im Rocky Mountain National Park nur mit Frauen zu tun hatte. Ich hatte mir klassischerweise vorgestellt, dass Parkranger vor allem bärtige Männer sind. Als ich das erwähne, müssen die beiden lachen.

»Aber du bist ja auch nicht gerade ein Frauenklischee, oder?«, fragt Christy. »Wir haben schon von dir gehört. Kyle erzählte, dass da eine verrückte Frau kommt, die allein zu den Quellwassern hochlaufen will ...« Sie lacht herzlich.

Ich erwähne, dass ich in den Alpen aufgewachsen und viel allein in den Bergen unterwegs bin. Während meiner Vorbereitungen war ich äußerst dankbar, dass ich mit dem National Park Service (NPS) eine zuverlässige und kompetente Anlaufstelle für meine Fragen hatte. Ich war anfangs oft

unsicher, weil ich die Bedingungen in der Wildnis in den USA nicht kannte und auch die Dimensionen schlecht einschätzen konnte. Ich wusste einfach nicht, was hier – besonders bei den außergewöhnlich drastischen Winterverhältnissen, die aktuell herrschen – überhaupt machbar ist. Es war bemerkenswert, wie viel Zeit man sich beim NPS für meine Planung nahm.

Draußen hat es begonnen zu stürmen, und Maci und Christy laden mich auf einen Tee ein. In einem kleinen Büro sitzen wir eine ganze Weile zusammen und reden über den Fluss.

»Wenn die Leute im Sommer herkommen, können sie oft kaum glauben, dass das hier der Colorado River ist, weil er so klein und unscheinbar aussieht«, erzählt Maci. »Sie sind dann ganz fasziniert, wenn sie es erfahren. Denn dieser Fluss verbindet so viele Regionen und Menschen.«

»Alle brauchen Wasser, und deswegen ist das ein gutes Thema, um die Leute abzuholen«, ergänzt Christy. »Viele kennen den Colorado, weil sie vielleicht mal im Grand Canyon National Park waren. Sie verbinden den Fluss mit Freizeit, mit Abenteuer. Aber wir machen ihnen bewusst, dass sie täglich Wasser aus dem Colorado trinken, wenn sie beispielsweise in Denver, Fort Collins oder Boulder [\[1\]](#) leben. Dass es also dieser Fluss ist, der sie ernährt«, schließt sie mit leuchtenden Augen. Die Begeisterung der Frauen ist richtig ansteckend.

Christy schenkt uns Tee nach und zieht ihre dicke Jacke aus. Sie hat ganz rote Wangen bekommen. Maci berichtet, dass die Leute seit einigen Jahren regelmäßig fragen, wie stark der

Nationalpark vom Klimawandel betroffen sei. Mich überrascht das kurz, denn in Anbetracht der Einstellung des aktuellen US-Präsidenten Donald Trump gehe ich von der pauschalisierenden Annahme aus, dass »man« sich dafür hier in den USA nicht interessiert. Doch ich mag es, Vorurteile infrage stellen zu können.

»Der Schnee im Rocky Mountain National Park schmilzt seit etwa dreißig Jahren zwei bis drei Wochen früher als zuvor«, sagt Maci. »Damit ist die Anzahl der frostfreien Tage, die von der Wetterstation in Grand Lake gemessen werden, von etwa sechzig in den 1940er-Jahren auf über hundert in den letzten Jahren gestiegen.«

»Es gibt jetzt Winter, in denen es kaum genug schneit, um die Gemeinden hier oben mit ausreichend Wasser zu versorgen«, fügt Christy hinzu.

Wir schauen aus dem Fenster, vor dem dicke weiße Flocken von einem starken Wind von rechts nach links gepeitscht werden, als wollte das Wetter uns widersprechen. »Na ja, dieses Jahr haben wir das Problem wenigstens nicht«, sagt Maci und lacht. Ich bin sehr froh, gerade nicht da draußen zu sein, denn es sieht wirklich ungemütlich aus. Wie um das zu bestätigen, donnert es jetzt auch noch kräftig.

»Das ist also der *thunder snow*?«, frage ich, und Christy nickt. Ein Gewitter mit Schnee statt Regen. Ich erzähle von unseren Wärmegewittern in den Alpen, die fast ausschließlich im Sommer auftreten, und Maci und Christy sagen, dass sie so gern

einmal die Alpen erleben würden. Ich lade sie natürlich ein und stelle mir vor, mit den beiden bei mir daheim durch den Wilden Kaiser zu wandern und in einer meiner Lieblingshütten, der alten Vorderkaiserfeldenhütte, einzukehren. Das würde ihnen bestimmt gefallen.

»Ich finde schon, dass man da oben, wo du jetzt auch warst, davon überwältigt werden kann, was hier mit dem Colorado River beginnt«, sagt Christy plötzlich, und ich weiß genau, was sie meint. »Kein Wunder, dass sich hier oben heilige Stätten von indigenen Stämmen wie dem Arapaho oder dem Ute Tribe befinden.« Wenn ich an gestern Abend denke, an die unglaubliche Stille und die magische Stimmung, kann ich mir das gut vorstellen. »Umso wichtiger ist es, dass die Leute diese noch weitgehend unzerstörten Orte besuchen können, weil das Bewusstsein für deren Wert schafft.«

»Den Leuten muss klar werden, dass das, was wir zu Hause machen, einen Einfluss darauf hat, wie es den Orten ergeht, die wir lieben«, ergänzt Maci.

Wir nicken alle und schweigen. Irgendwie ist dem nichts mehr hinzuzufügen. Christy zieht jetzt auch noch den Pulli aus. Ihre Arme sind von großflächigen Tattoos überzogen, viele zeigen Bäume. Sie holt tief Luft und wirft Macy einen kurzen prüfenden Seitenblick zu. Leiser, fast etwas konspirativ sagt sie: »Wir nennen das hier ›Wildnis‹, aber eigentlich ist ja fast alles schon von Menschen beeinflusst. Echte Wildnis findest du in den USA heute, außer in Alaska, höchstens noch im